



Fausto Ravida. 2012. Graphematisch-phonologische Analyse der Luxemburger Rechnungsbücher (1388-1500). Ein Beitrag zur historischen Stadtsprachenforschung. (Germanistische Bibliothek 43). Heidelberg: Universitätsverlag Winter. xii, 479 S.

Larsen, Niels-Erik

Published in:

Zeitschrift fuer Rezensionen zur Germanistischen Sprachwissenschaft

DOI:

[10.1515/zrs-2013-0014](https://doi.org/10.1515/zrs-2013-0014)

Publication date:

2013

Document version

Tidlig version også kaldet pre-print

Citation for published version (APA):

Larsen, N-E. (2013). Fausto Ravida. 2012. Graphematisch-phonologische Analyse der Luxemburger Rechnungsbücher (1388-1500). Ein Beitrag zur historischen Stadtsprachenforschung. (Germanistische Bibliothek 43). Heidelberg: Universitätsverlag Winter. xii, 479 S. *Zeitschrift fuer Rezensionen zur Germanistischen Sprachwissenschaft*, 1, 69-75. <https://doi.org/10.1515/zrs-2013-0014>

Fausto Ravida. 2012. *Graphematisch-phonologische Analyse der Luxemburger Rechnungsbücher (1388–1500). Ein Beitrag zur Historischen Stadtsprachenforschung* (Germanistische Bibliothek 43). Heidelberg: Universitätsverlag Winter. xii, 479 S.

Diese der Universität Trier 2008 vorgelegte Dissertation von Fausto Ravida sieht sich als ein „erste[r] größere[r] Baustein“ (S.1) für die Charakterisierung der (west)moselfränkischen Schreibsprache des 14. und 15. Jahrhunderts in Luxemburg, wobei teleologische, auf das heutige Luxemburgische ausgerichtete Aspekte zwar nicht als Hauptziel gesehen werden, aber andererseits nicht ausgeklammert sind (vgl. S. 35, 111f.). Wegen der spärlichen Quellenlage ist die Geschichte des Luxemburgischen sowie die des Moselfränkischen im Allgemeinen nur in Ansätzen durch textgerichtete Untersuchungen gestützt, und daher

durch einen Forschungsrückstand im Vergleich mit dem intensiv erforschten Ripuarischen, insbesondere dem Kölnischen, geprägt.

Abgesehen von der Einleitung und der Schlussbetrachtung gliedert sich das Buch in vier Teile. In Kapitel 2 werden die Forschungskontexte aufgrund vorliegender Untersuchungen dargestellt. Nach einer Übersicht über die Quellenlage, wonach die nicht-literarischen Texte erst im Frühneuhochdeutschen zahlreicher wurden, werden die systemsprachlichen Merkmale des Mittelfränkischen bzw. des Moselfränkischen im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit, wie sie die bisherige Forschung herausgearbeitet hat, dargestellt. Grundlegend ist der Lautverschiebungsstand in Relation zum Rheinischen Fächer, aber auch mehr oder minder wichtige Entwicklungen des Konsonantismus und des Vokalismus werden angeführt.

Anschließend werden Überblicke über das luxemburgische Schrifttum gegeben, das als Konsequenz der vielfach veränderten territorialpolitischen Verhältnisse und abhängig von der ausstellenden Instanz zwischen Latein, Französisch und Deutsch wechselt. Der angemessene Rahmen für das Studium dieser Verhältnisse sei die so genannte Historische Stadtsprachenforschung, die die sozial, funktional und medial bedingte sprachliche Vielfalt der frühneuzeitlichen Stadt in einer varietätenlinguistischen Perspektive behandelt. Hierbei spielen die historische Graphematik in der neueren Forschung eine wichtige Rolle. Die wichtigsten Entwicklungen dieser sich allmählich etablierenden sprachwissenschaftlichen Disziplin werden kurz nachgezeichnet. Der Graphembegriff ist Ravida zufolge bis heute „uneinheitlich und unpräzise“ (S. 66); und richtig ist, dass es aus dem „Zur Methodik der historischen Schreibsprachenforschung“ betitelten Abschnitt (S. 61ff.) schwierig ist, einen deutlichen Überblick zu gewinnen. Verschiedene Positionen in der historischen Graphematik in Bezug auf autonomistische, relativ autonome und relationale Auffassungen werden kurz besprochen; allerdings so kurz, dass es mitunter schwer fällt, den Argumentationssträngen zu folgen. Der Abschnitt führt nicht eigentlich zu einer Konklusion, es scheint jedoch, dass Ravida eine Distributionsanalyse befürwortet, bei der die graphischen Gegebenheiten aufgrund eines Referenzsystems rubriziert werden, wie es ja auch die ganze Anlage seines Buches bezeugt.

Die Grundlage von Ravidas Untersuchung sind die in einer Reihe von 1388 bis 1443 nur sporadisch, von 1444 bis 1500 beinahe lückenlos überlieferten Rechnungen der Stadt Luxemburg (Kapitel 3). Für die Sprachgeschichtsforschung hat die Festlegung auf Rechnungsbücher den Vorteil einer konstanten kommunikativen Situation. Da die Rechnungsbücher im Gegensatz zu Urkunden der institutionsinternen Kommunikation dienen, erwartet der Verfasser „verstärkte regionalsprachliche Reflexe“ (S. 74 Fußnote 23; vgl. auch S. 100). Auf der anderen Seite werden in schreibsoziologischer Hinsicht „akrolektale Schreibformen“ ver-

mutet (S. 91, 101). Ohne Texte einer kontrastierenden Stilebene lässt sich allerdings die diastratische Einordnung der nicht für die Öffentlichkeit bestimmten Rechnungsbücher a priori vermutlich schwerlich klären.

Es steht nicht ganz fest, ob die namentlich überlieferten Baumeister, die für die Rechnungsführung zuständig waren, auch eigenhändig die Bücher geführt haben. Die behandelten Rechnungsausschnitte sind jedoch so gewählt, dass im Auswahlkorpus innerhalb jeweils eines Rechnungsjahres die Produktion nur eines Schreibers repräsentiert ist (vgl. S. 90 Fußnote 119; 96). Obwohl es zu den tatsächlichen Schreibern nur wenige Informationen gibt, ist damit die idioskriptive Einheit der benutzten Textabschnitte gewährleistet.

Die wichtigsten materialmäßigen und methodischen Grundlagen des Buches werden in Kapitel 4 beschrieben. Aus dem Zeitraum von 1388 bis 1500 ist aus der sehr umfassenden Überlieferung der luxemburgischen Rechnungsbücher ein Auswahlkorpus von knapp 46.000 Wörtern zusammengestellt worden. Dieses Korpus repräsentiert in Intervallen von acht bis 16 Jahren elf Zeitschnitte, wobei die Teilkorpora zwischen ca. 3.550 und ca. 4.900 Wörter umfassen. Aufgrund von Überlegungen in der vorliegenden Forschungsliteratur werden Korpora von dieser Größe als ausreichend für graphematisch-phonologische Analysen erachtet. Das für die Untersuchung benutzte Korpus ist auf der beigegebenen CD-ROM vollständig wiedergegeben.

Methodisch basiert Ravidas seine Studie (S. 101) auf einer Historischen Graphematik, wie sie repräsentiert ist in Werken von W. Fleischer, E. Glaser und in den zum Duisburger Projekt *Niederrheinische Sprachgeschichte* veröffentlichten Arbeiten von Mihm und Elmentaler. Allein auf Grundlage dieser Arbeiten lässt sich jedoch kein Begriff ‚Historische Graphematik‘ ableiten. Die auf das Vokalsystem konzentrierte Analyse der luxemburgischen Texte ist wie in den genannten Arbeiten eine relationale Analyse, wobei die graphischen Daten in Beziehung zu einem Bezugssystem kategorisiert werden, aber schon hinsichtlich der Wahl des Bezugssystems gehen die Ansichten auseinander. Glaser benutzt ein rekonstruiertes frühmhd. Phonemsystem, das „im südöstlichen Oberdeutschland gegolten haben könnte“ (Glaser 1985: 38), wogegen Mihm und Elmentaler ein auf dem Westgermanischen basiertes lautetymologisches Referenzsystem („Lautpositionen“) benutzen, um dadurch „Vorannahmen über die phonematische Struktur historischer Lautsysteme“ (Elmentaler 2003: 97) zu eliminieren. Ravidas legt das „klassische normalmittelhochdeutsche Phonemsystem“ (S. 103) zugrunde, das im Grunde auch lautetymologisch definiert ist. Auffallend ist, dass die silbenphonologischen Distinktionen zwischen offener, geschlossener und nachträglich geschlossener Silbe, die in den Duisburger Lautpositionen reflektiert sind, in Ravidas Bezugssystem nicht differenziert sind; silbenspezifische Graphien werden erst in einer späteren Teilanalyse berücksichtigt. An-

sonsten ist seine Abhandlung in Vielem dem Duisburger Graphematikprojekt verpflichtet; somit besteht die synchrone Analyse als erster Schritt aus einer Beschreibung der Graphieninventare, bestehend aus den vom lateinischen Schriftsystem übernommenen Monographen (z. B. <i>, <a>) und den mit Deutero-graphen erweiterten Graphien (<ie>, <ai> usw.).

Der folgende Analyseschritt besteht aus der Klassifizierung der Graphien hinsichtlich ihres Bezugs auf die mhd. Phoneme, womit die Werte der Graphie-Laut-Korrespondenzen ermittelt werden können. Diejenige Graphie, die in mindestens 51% aller Fälle einem Bezugsphonem zugeordnet wird, wird als ‚Leit-graphie‘ bezeichnet. In allen anderen Fällen kann keine Leitgraphie festgestellt werden. Bei der Ermittlung der Leitgraphien wird nach Einzelbelegen (*tokens*) und nicht nach *types*¹ gerechnet. Die Beweggründe zu dieser Entscheidung werden nicht genannt, obwohl mehrmals konstatiert wird, dass hochfrequente Wörter bei einer Berechnung nach *tokens* das Resultat stark beeinflussen können. So wird in einem der graphematischen Systeme der Graphie <ije>, die beinahe nur in *dije* und *sije* vorkommt, dadurch Graphemklassenstatus zugewiesen (S. 116 Fußnote 6). Das Resultat bei einer Berechnung nach *types* wird jedoch kurz in Fußnoten skizziert. Es zeigt sich nicht unerwartet, dass die Anzahl der Leitgraphien bei einer Berechnung per *tokens* meistens die Anzahl per *types* übersteigt, in vielen Fällen sehr bedeutend (zu 100% oder mehr).

Bei gleichem graphischem Ausdruck werden die ermittelten Leitgraphien zu Graphemklassen zusammengefasst. Angeordnet auf einem dem Vokaldreieck ähnlichen Schema vermitteln sie anschaulich einen ersten Eindruck von der graphematischen Struktur der Schreibsprache des betreffenden Schreibsystems.

„Dabei stehen v. a. die Fragen nach der Ausprägung graphematischer Oppositionen, der Schwerpunktsetzung eines Schreibers bei der lautlichen Rasterung und der funktionalen Auslastung der einzelnen Grapheme im Vordergrund.“ (S. 107)

Bezugsgrößen, deren Leitgraphie nicht ermittelt werden konnte, werden als Graphienspektren bezeichnet. Auch hier, bei den Graphemklassen wie bei den Leitgraphien, übersteigt die nach *tokens* berechnete Anzahl die nach *types* berechnete mitunter erheblich.

Bei einem Bezugssystem wie dem von Ravida, das im Vergleich zu den Lautpositionen Mihms und Elmentalers nicht silbenstrukturell differenziert ist, kann die Berechnung der Leitgraphien unter Umständen anders ausfallen als im Duisburger Verfahren, wo – abgesehen von den Unterschieden zwischen der westgerm. und der mhd. Grundlage – auf *eine* von Ravidas Bezugsgrößen *drei*

¹ In einem *type* werden verschiedene Formen desselben Stammmorphems, z. B. *brieff*, *brieue* usw. zusammengefasst.

Bezugsgrößen fallen: geschlossene Silbe, offene Silbe und (für alte Kurzvokale) sekundär geschlossene Silbe. Die aus diesen beiden Berechnungsmethoden resultierenden graphematischen Strukturen sind schwer vergleichbar. Das differenziertere Bezugssystem (mit 54 vokalischen Lautpositionen gegenüber 23) ermöglicht bei demselben Text die Erstellung eines graphischen Systems mit mehr Leitgraphien und Graphemklassen als das weniger differenzierte.² An sich sind beide Berechnungsmethoden gleichwertig, aber es bleibt fraglich, ob phonematisch-graphematische Strukturen wie die des Mittelfränkischen, wo silbenphonologische Prozesse eine große Rolle spielen, nicht mit einem verhältnismäßig differenzierten Bezugssystem besser beschrieben werden könnten. Auch darf man fragen, ob die, verglichen mit den Schreibsystemen in Duisburg, niedrige Anzahl von Graphemklassen (zwischen 8 und 3 berechnet nach *types*; in Duisburg wurden zwischen 12 und 7 Graphemklassen festgestellt; vgl. Elmentaler 2003: 215), eine Folge des größer differenzierenden Bezugssystems ist. Dieser Problematik wird jedoch in Ravidas Arbeit keine Aufmerksamkeit geschenkt.

Die auf diese Weise durchgeführte Analyse wird nur auf das vokalische System der Haupttonsilben angewendet. Beim Nebentonvokalismus und Konsonantismus werden nur typische Merkmale angeführt, z. B. die Reflexe des spezifischen moselfränkischen Standes der zweiten Lautverschiebung, der /h/-Ausfall vor /s/ und /t/ (z. B. *neiften*) sowie Sonderformen wie *van* vs. *von*, ohne dass eine strukturelle Analyse durchgeführt wird.

Das zwei Drittel des Buches umfassende Kapitel 5 „Korpusanalyse“, aus dem einige Ergebnisse schon oben vorweggenommen sind, enthält die synchrone Analyse von elf Schreibsystemen nach den skizzierten Prinzipien. Überdies werden die Phonem-Graphie-Bezüge einschließlich Ausblicke auf andere mittelfränkische Schreiborte (Trier, Mainz, Köln) gründlich analysiert – auch für die Graphien, die keinen Graphemstatus erreicht haben. In der vergleichenden Analyse dieser elf Schreibsysteme wird die Schreibsystementwicklung zudem diachronisch erarbeitet. Es zeigt sich, dass sich bei der Größe der Graphieninventare sowie bei der Anzahl der Leitgraphien/Graphienklassen keine eindeutige Zunahme oder Abnahme erkennen lässt. Ravida sieht in diesem diskontinuierli-

² Wenn tatsächlich ein graphischer Unterschied zwischen einer Bezugsgröße in geschlossener und derselben Bezugsgröße in offener Silbe besteht, erhalten nach den Duisburger Prinzipien beide Graphien gesonderten Status als Leitgraphie/Graphemklasse (vorausgesetzt, dass die häufigsten Graphien das 50%-Limit überschreiten). Nicht so im Bezugssystem von Ravida. Hier wird bei derselben nicht-silbenspezifischen Bezugsgröße nur die am häufigsten auftretende Graphie als Leitgraphie kategorisiert (wieder unter Voraussetzung von mehr als 50% Belegdichte). Damit wird nur eine Leitgraphie anstatt zweier postuliert. Bei differenzierteren Bezugssystemen als dem von Mihm und Elmentaler, die z. B. den nachfolgenden Konsonantismus berücksichtigen, können unter Umständen noch mehr Leitgraphien festgestellt werden.

chen Wechsel keine Entwicklungstendenz von lautabstrahierenden zu lautdifferenzierenden Schreibsystemen, sondern charakterisiert sie als einer „mittleren Ebene“ angehörend (S. 374); vielleicht zeigt sich hier noch einmal eine Auswirkung des wenig differenzierten Bezugssystems. Grundlegend werden Umlaute nur begrenzt graphematisch und die Quantitätsopposition nur schwankend sichtbar gemacht (vgl. S. 372). Auch spiegeln die Graphemsysteme nur in geringem Grade regionalsprachliche Hebungen und Senkungen sowie die Monophthongierung von alten Diphthongen wider (mit Ausnahme der Monophthongierung von mhd. /uo/). Es scheint somit, dass die anfangs erhofften ‚regionalsprachlichen Reflexe‘ nur sehr filtrierte wahrnehmbar sind.

Die graphische Repräsentation der alten velaren Langvokale ist durch einen Gebrauch der Deuterographen <-e> und <-i> geprägt. Die diachronische Analyse der silbenpositionsbedingten Variation macht sichtbar, dass nachgestelltes <-i> bei /â/ und /ô/ in geschlossener Silbe deutlich zunimmt, sodass ein mehr oder weniger komplementäres Verteilungsmuster zwischen offener und geschlossener Silbe entsteht. Die Verhältnisse werden durch Säulendiagramme dargestellt, wodurch sich ungefähre statistische Daten ablesen lassen. Der im Duisburger Graphematikprojekt entwickelte Algorithmus zur Bestimmung der graphematischen Distanz (Elementaler 2003: 114ff.) hätte hier die Verhältnisse verdeutlichen können. Ravida behauptet, im Gebrauch von Deuterographen keine folgekonsonanzbezogenen Regelmäßigkeiten feststellen zu können (S. 136 Fußnote 109; S. 387 Fußnote 902). Es ist zu bedauern, dass er auf diesen Teil der Analyse, die ursprünglich in Aussicht gestellt war (vgl. S. 109), verzichtet hat oder jedenfalls die Resultate nicht mitteilt. Dadurch wird eine Auseinandersetzung mit den Auffassungen Mihms, der im Kölnischen die graphische Kennzeichnung der Silbenprosodie durch die Verwendung von digraphischen Erweiterungen nachgewiesen hat, unmöglich gemacht (vgl. Mihm 2007). Wünschenswert wäre gewesen, zumindest *ein* durch diese „[t]ypische[n] Elemente der westmitteldeutschen Schreibsprachen“ (S. 356f.) charakterisiertes Schreibsystem hinsichtlich dieser Fragestellung gründlich zu analysieren, damit sich der Leser von Ravidas traditioneller Auffassung, dass diese Digraphien „gemeinhin als Mittel zur Kennzeichnung von Langvokalen gelten“ (S. 109), hätte überzeugen können.

Die vorliegende Untersuchung ist eine gut ausgeführte Analyse der luxemburgischen Rechnungsbücher und darum ein willkommener Beitrag zu der Beschreibung dieses wenig berücksichtigten Aspekt des Westmitteldeutschen. Der Analyse ist überall gut zu folgen, und sie überzeugt durch ihre Gründlichkeit und Konsequenz.³ Wünschenswert wäre jedoch gewesen, dass gewisse metho-

³ Einzuwenden ist jedoch, dass die Angabe auf S. 26, Punkt b) über die fehlende Medienverschiebung missraten ist; desgleichen die Formulierung auf S. 30 und 107 „Dehnung/Diphthong-

dische Entscheidungen argumentativ ausgeführt worden wären. Hoffentlich wird die Arbeit für die künftige Erforschung der Geschichte des Luxemburgischen fruchtbar sein.

Literatur

- Elmentaler, Michael. 2003. *Struktur und Wandel vormoderner Schreibsprachen* (Studia linguistica Germanica 71). Berlin, New York: De Gruyter.
- Glaser, Elvira. 1985. *Graphische Studien zum Schreibsprachwandel vom 13. bis 16. Jahrhundert*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter.
- Mihm, Arend. 2007. Graphematische Systemanalyse als Grundlage der historischen Prosodieforschung. In: Arend Mihm. *Sprachwandel im Spiegel der Schriftlichkeit*. Frankfurt am Main u. a.: Peter Lang. 147–172.

Niels-Erik Larsen: Universität Kopenhagen, Institut für Anglistik, Germanistik und Romanistik, Njalsgade 128, DK-2300 Kopenhagen S, E-mail: nel@hum.ku.dk

gierung vor *hatht*“ (hier ist wohl *-ht* gemeint). Die Graphie <ff> in *treffe, treffen* ‚Treppe‘ (S. 229, 326, 348; eher als ‚Balken‘ zu übersetzen, vgl. altfranzösisch *tref*) kann schwerlich Zeichen einer unterbliebenen Medienverschiebung (d. h. eines unterbliebenen Spirantenverschlusses) von westgerm. *þ* sein.